

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 8

Artikel: Baukunst im 19. Jahrhundert : Versuch einer Ehrenrettung
Autor: Hohl, Reinhold D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073381>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sozialer Wohnungsbau in der «Breite», Basel 1853

Photo Heman, Basel, 1959

BAUKUNST IM 19. JAHRHUNDERT

Versuch einer Ehrenrettung

Reinhold D. Hohl

Könnten Sie ganz schnell zehn größere Schweizer Bauwerke aus dem 19. Jahrhundert aufzählen? Ja, versuchen wir's: Bundeshaus in Bern – ETH in Zürich – Stadthaus in Winterthur – Hauptbahnhof von Zürich, Basel, Bern, St. Gallen usw. (zählt als ein Beispiel)... Elisabethenkirche in Basel... weiter, wir haben erst fünf – Palace-Hotel in St. Moritz, überhaupt die vielen Hotelpaläste – altes Bundesgerichtsgebäude in Lausanne... weiter, weiter – – aber was gibt es denn noch? Im 19. Jahrhundert ist doch so schrecklich viel

gebaut worden, alle diese Steinungetüme, fällt einem da nichts mehr ein? Drängt sich nichts mehr vor das innere Auge?

Im Geist sehen Sie natürlich noch vieles, aber es will sich nicht so recht bezeichnen lassen. Was für ein Baustil soll es denn sein, den wir suchen? Bauten des 19. Jahrhunderts: wie sehen die denn aus? Der Barockstil (Stiftskirchen in St. Gallen und Einsiedeln, Landsitze im Bernbiet, Stadthäuser in Basel) ist schon vorbei, der Klassizismus (Stadtpalais in Neuenburg und Solothurn) gehört noch ans Ende

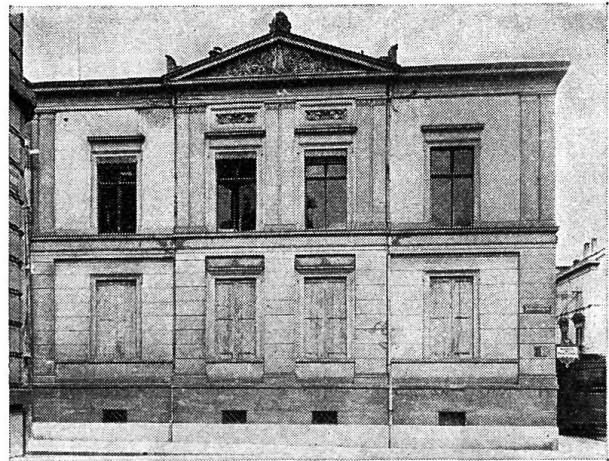
des 18. Jahrhunderts. Aber was kommt dann?

Quälen Sie sich nicht länger. Wir suchen in der falschen Richtung. Wir denken an ein bestimmtes Aussehen, an einen Stil, wo doch das 19. Jahrhundert tausend Masken gehabt hat. Wir grübeln nach einzelnen Bauwerken, wo doch das 19. Jahrhundert ganze Straßenzüge, Quartiere, Stadtteile gebaut hat. Die Zürcher Bahnhofstraße zum Beispiel ist es, die einem jetzt sofort einfällt, oder die Paläste an den Seepromenaden von Zürich, Genf und Luzern, oder die Straßen von St. Gallen und Chur. Die Mietshäuser überall, die Mietskasernen, die Kasernen, die Schulhäuser. Und jetzt stellen sich plötzlich Dutzende von Beispielen ein, die eigentlich keine Persönlichkeit haben und überall stehen könnten: die Postgebäude, die Stadttheater, die Spitäler, die Gaswerke... Jetzt sind wir der BauKUNST des 19. Jahrhunderts auf der Spur!

KUNST gross geschrieben

Ich wage es, trotz aller in Erinnerung gerufener Beispiele, für die Architektur des 19. Jahrhunderts das Wort «Baukunst» zu verwenden. Bis zum Baujahr 1830 wird man es ohne Stirnrunzeln annehmen, weil die Kunsthistoriker für diese Zeit noch Stiletiketten bereit haben. «Bürgerlicher Klassizismus» und «Biedermeier» sind so die letzten Glieder in der langen Kette der Stilbezeichnungen von der Gotik und der Renaissance bis zum Barock und Rokoko. Dann scheint die Folge abgeschnurrt und am Anfang wieder zu beginnen mit den Neo-, den wieder aufgewärmten, Stilen: Neo-Gotik, Neo-Barock, Neo-Klassizismus. So scheint es, aber es ist nicht so.

Über das, was von 1800 bis 1830 gebaut worden ist, braucht hier nicht geschrieben zu werden. Erstens ist es sehr wenig, und zweitens ist das Wertvolle davon schon als Kunst erkannt und inventarisiert. Für alles Wichtige, was vor dem Jahr 1850 geschaffen worden ist, sorgen auch die Denkmalpfleger, die Bearbeiter der Bände «Kunstdenkmäler der Schweiz» und die Heimatschutzvereinigungen. Vor wenigen Wochen gab die Zürcher Regierung dem zum Teil verdutzten Parlament den Bescheid, daß ein Abbruch der Hauptwache (um 1825 mit griechischer Säulenfront erbaut, was man dem bürgerlichen Spätklassizismus zurechnet) wegen ihres künstlerischen Wertes nicht in Frage komme. Aber das gehört noch nicht zu



1 a Photo Wehrli, Basel, 1936
Wobnhaus Beck-Schmid, Holbeinstraße 48, Basel, von Architekt Hermann Gauss, 1865.

Abb. 1a und b: In bürgerlicher Spätzeit hat die Architektur noch mit klassischen Mitteln das Einzelhaus komponiert. Der Bau wirkt als solider, harmonischer Kubus, der, in der Vertikalen gezählt, aus Grundplatte, Sockel, Erdgeschoß, Hauptgeschoß und Giebel gefügt, in der Horizontalen durch Mittelrisalit und Seitenflügel gegliedert ist. Die Fassade stellt eine künstlerische Erfindung des Architekten dar, zu der er allgemein gültige Elemente der Baukunst verwendet: profilierte Simsbänder, Architrav (im Mittelbau mit Zahnschnitt bereichert), Zwillingsspilaster (im Risalit mit Akanthus-Kapitellen), geschichtetes und glattes Mauerwerk. Die Fensterrahmen sind sorgfältig profiliert, und noch die eisernen Deckel vor den Jalousienkästen dienen als bereicherndes Ornament. Die Krönung des Baus aber ist der Giebel; das Stukrelief gibt dem Giebelfeld seinen Sinn, und die Akrotere (das sind die steinernen Zierblätter auf dem Dach) gehören unbedingt dazu. – Durch eine moderne Renovation ist das Haus verstümmelt und entwürdigt worden: die Mauerfelder sind im Erdgeschoß und im Giebel glatt verputzt, die Fensterprofile abgespitzt, die Akrotere gekappt. Der unschöne (obwohl noch harmonisch proportionierte) Überrest beweist, daß die Zierate für die Architektur des 19. Jahrhunderts mehr als nur überflüssiges Beiwerk gewesen sind.

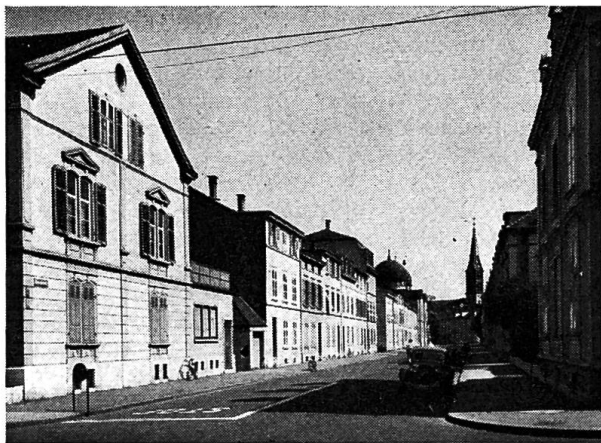


1 b Photo von 1959



2 a

Photo von 1958



2 b

Photo Heman, Basel, 1955

Eulerstraße, Basel, in den 70er Jahren bebaut.

Abb. 2a und b: Straßenbilder aus den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts sind heute selten mehr rein überliefert. Sie haben sich ursprünglich durch eine gewisse Solidarität von Haus zu Haus ausgezeichnet: ein durchlaufender Sims trennte, wenn auch nicht immer auf gleicher Höhe, die Stockwerke und begleitete die Straße wie ein Band. Sogar die Synagoge (letztes Gebäude auf der linken Straßenseite in Abb. 2b) stellte sich mit in die Reihe. Das Giebelhaus vorne markiert sehr kräftig die Straßenecke; seine Seitenfassade paßt sich den Fassadenakzenten der Straßenflucht an und ist mit einigen klassischen Architekturelementen (allerdings nicht sehr glücklich) durchkomponiert. Der Zielpunkt der Straße ist der Turm der Marienkirche, die 1884 von Paul Reber in neuromanischem Stil erbaut worden ist. Renovationen des 20. Jahrhunderts haben die ehemalige Einheit der Straße so zerstört, daß ihr ganzer Zauber wirklich verloren gegangen ist. Die An-

bauten, Aufbauten und Umbauten beweisen unsere Blindheit gegenüber den architektonischen Feinheiten des vergangenen Jahrhunderts. Die Zwillingshäuser der Abbildung 2a haben einmal genau gleich ausgesehen, was man heute kaum mehr ahnen kann. Ob durch die Renovation wirklich eine Verschönerung und Modernisierung erreicht worden ist, kann der Vergleich sehr deutlich zeigen.

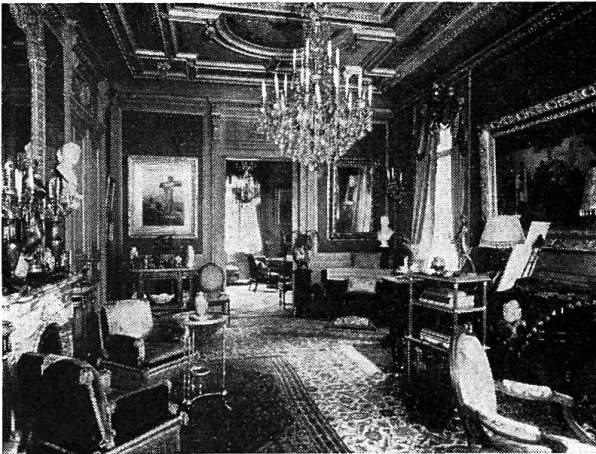
Abb. 3a und b: In den Interieurs eines vornehmen Privathauses vor der Jahrhundertwende sehen wir heute vielleicht nur noch das, was uns altväterisch und lächerlich dünkt: Gipsstuck, Plüschmöbel, Bronzeappliken, Attrappen. Aber ganz abgesehen davon, daß jedes Stück eine damals noch lebendige Tradition wach ruft, stellt diese verfeinerte Ausstattungskultur Ansprüche an die Bewohner, denen unser bequemes 20. Jahrhundert nicht mehr gewachsen wäre: hier dürfte man nicht die Hände in den Hosentaschen behalten und nicht die Füße auf den Tisch legen. Der größte Reichtum kommt hier aber nicht durch die Ausschmückung zum Ausdruck, sondern durch die weite Räumlichkeit: sanft steigen die Stufen im hohen Treppenhaus an und führen zu einem groß bemessenen Vestibül. Wenn sich dort die Türe öffnet, kann ein genußreicher Gang von Salon zu Salon beginnen; dabei wird man die wohltuenden Proportionen der Räume spüren und die harmonische Abfolge von großen und kleinen Zimmern erleben. – Davon müßte man jetzt zwar in der Vergangenheitsform sprechen: solche Häuser sind abgebrochen oder, wenn sie noch stehen, von so alten Leuten bewohnt, daß keine Gesellschaften mehr empfangen werden – und die Neureichen unserer Tage können sich in ihren Villen solche Platzverschwendung nicht leisten.



3 a

Photo Höfliger, Basel, 1946

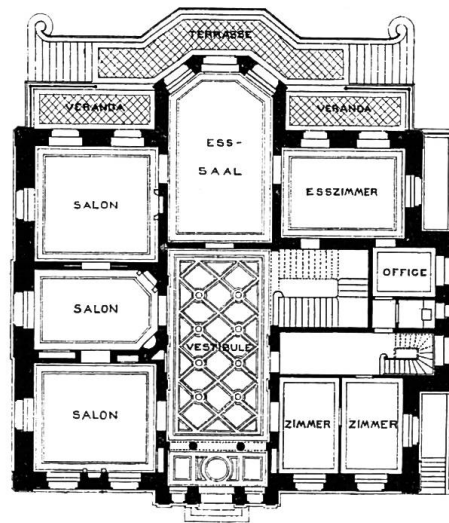
Treppenhaus, Lange Gasse 40, Basel (abgebrochen).



3 b

Photo Höfliger, Basel, 1946

Salons, Lange Gasse 40, Basel (abgebrochen).

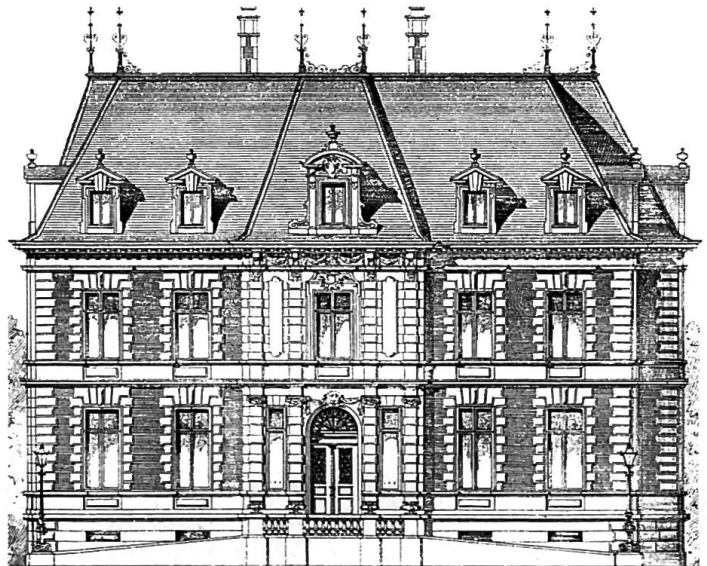


4 a

aus: J. J. Stehlin, Architektonische Mitteilungen, Stuttgart, 1893

Grundriß des ehemaligen «Lilienhofes», Gellertstraße 9, Basel, 1866 von J. J. Stehlin dem Jüngern erbaut, 1946 abgebrochen.

Ab. 4a und b: Als der Kaufmann Samuel Merian-Bischoff zu Wohlstand gekommen war und ihm der Radikalismus in der Stadt (er hatte vorher in der St. Albanvorstadt 42 gewohnt) zu vulgär geworden war, errichtete er sich zusammen mit den andern alten Basler Familien ein künstliches Paradies im «Gellert». Genau das war die Situation, die der Architekt J. J. Stehlin mit dieser Villa auszudrücken hatte, und alle Mittel der Baukunst mußten ihm recht sein, die zu der grandseigneurhaften Allüre beitragen konnten. Daß das Äußere im Stil Louis XIII. gehalten worden ist, spricht für den Bauherrn: er ist zuchtvoll konservativ, der Stil Louis XIV. wäre ihm zu protzig erschienen. «Zurückhaltende Vornehmheit» war das Stichwort; dem dient der hocheingefriedete Park und vor allem der großzügige Grundriß. Im Vestibül ist die Haupttreppe (es gibt auch eine Dienstentreppe) von oben beleuchtet, der große Speisesaal kann am Familientag 30 Personen fassen, in der Abfolge der Salons wird man «ganz unter sich» im großen Stil empfangen können. Der Grundriß ist als geometrische Figur schon ein recht schönes Gebilde, aber wie hat er erst einst gelebt, als man ihn durchwandern konnte!



4 b

Villa Merian-Bischoff, Gellertstraße 9, Basel, von J. J. Stehlin dem Jüngern, 1866.

jenem 19. Jahrhundert, das wir im Kopf haben, wenn wir darüber lästern. Die Neuzeit kommt mit der Eisenbahn und der Industrialisierung erst rund fünfundzwanzig Jahre später. Die große Bautätigkeit in der Schweiz hebt zwischen 1850 und 1860 an. Nur die Stadt Zürich hatte schon 1834 begonnen, die Wehranlagen zu sprengen und ihr mittelalterliches Kleid abzuwerfen. In der Mitte des Jahrhunderts aber, wo wir jetzt ansetzen wollen, hört der Denkmalschutz auf. Man darf heute in Basel ungestraft vorschlagen, die jetzt genau 100 Jahre alte Elisabethenkirche abzubrechen. Man kann in Zürich hemmungslos die Bauten an der Bahnhofstraße niederreißen – ja, die alte Bahnhofstraße gibt es seit etwa fünf Jahren schon gar nicht mehr, da so viele moderne Neubauten sich eingedrängt haben.

Was in der zweiten Jahrhunderthälfte geschah, und wie es geschah, können wir gut begreifen, wenn wir an die Gegenwart denken. Die Einwohnerzahlen steigen sehr rasch in die Höhe, der Stadtverkehr beginnt mehr und mehr zu rollen, die Geschäfte gehen, über alle Krisenklippen hinweg, immer besser bis zum Ersten Weltkrieg, das flüssige Geld will in Gewinn bringenden und nach etwas aussehenden Liegenschaften angelegt sein. Wenn man alles, was damals gebaut wurde, als Schund abtut, so spricht man damit auch der Schweizer Gegenwartsarchitektur das Urteil. (Oft ist man zwar versucht, das von Herzen zu tun... aber schließlich muß man sich doch bemühen, sie zu verstehen, wenn man schon mit ihr leben muß.) Und so muß man auch die Architektur von vor 100 Jahren verstehen lernen. Ich nenne sie keck eine «Kunst»; hier sind meine Argumente.

Das ursprüngliche Aussehen

Wir haben jetzt, wenn wir mit offenen Augen durch die Straßen gehen, nur noch die verstümmelten Überreste des einstigen Bildes vor uns. Die Bauten aus der zweiten Jahrhunderthälfte haben sich als erstaunlich kurzlebig erwiesen. Auch in unserer Zeit wechseln die Häuser auf dem gleichen Grundstück sehr schnell. Dreißig, vielleicht fünfzig Jahre alt werden sie, dann entsteht ein Neubau. Frühere Jahrhunderte bauten für Generationen. Daß es heute anders ist als früher, ist nicht gut und nicht schlecht und hat viele Gründe. Aber die Tatsache zwingt uns, auf das so rasch Dahingehende zu achten und einiges zu bewah-

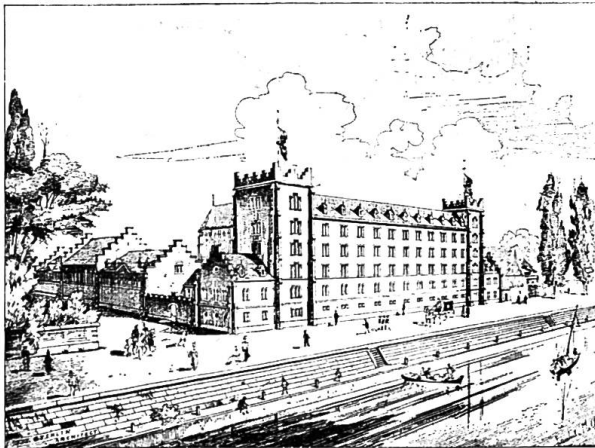
ren. Denn ohne Zeugen aus der Vergangenheit wären wir wahre Peter Schlemihle ohne Schatten. Vom ursprünglichen Aussehen unserer Städte im ausgehenden 19. Jahrhundert ist aber wenig mehr erhalten. Anbauten, Umbauten, Laden- und Garageeinbauten haben so ziemlich allgemein mindestens das Erdgeschoß verändert. Ein reines Bild der Baukunst des 19. Jahrhunderts bieten unsere Städte nur vom ersten Stock an aufwärts: achten Sie einmal darauf! Dann ist im Zeitgeschmack eine so große Änderung gegenüber der Großväterzeit eingetreten, daß das Alte, wenn nicht umgebaut, so doch mindestens modernisiert wird (alle Hotels, um nur ein Beispiel zu nennen). Das heißt aber: man geht nun mit der Spitzhacke an die Arbeit und schlägt auf jeden Fall die Dekorationsstücke herunter: die Baluster, die Giebelfriese, die Stuckrosetten – damit man alles glatt und fröhlich anmalen kann. Wo man renoviert, nimmt man sich kaum die Mühe, mit dem Flick «im Stil zu bleiben», wie es für Altstadthäuser selbstverständlich ist. Aber die ursprünglichen Proportionen von Sockelgeschoß und Aufbau, die ursprünglichen Gipsdekorationen samt Gußeisenstatuen und Gartenzwergen, die ursprüngliche Einheit des Entwurfes – das ist ein Teil von dem, was die Architektur damals zur Kunst gemacht hat!

Was für das Einzelhaus gilt, trifft auch für die Straßenzüge zu; mögen auch die Fassaden auf dem Reißbrett von Stümpfern und Spekulanten gemacht worden sein, so fügten sie sich doch alle im gleichen Geist nebeneinander, respektierten gemeinsame Traufhöhen und Simsbänder und bildeten als Straße eine Einheit, die wir vorderhand erst in den Gassen der Altstadt schätzen gelernt haben, in den Vorstädten aus dem 19. Jahrhundert aber schon mit Neubauten und Zahnlücken zerstört haben. Und nicht anders ist es in dem Villenquartier; mochte auch jeder Bau mit einem andern Neo-Stil protzen, diese Villa als gotisches Schloßchen, jene als Renaissance-Palast, die dritte als Rokokopavillon maskiert worden sein – alle zusammen waren durch einen gemeinsamen Geist, durch herrliche Gärten und Alleen zu einer Einheit verbunden, die heute verloren ist. – So ist es doch: wir haben eine genauere Vorstellung davon, wie unsere Städte im Mittelalter mit Mauern und Toren ausgesehen haben, als wie sie vor 100 Jahren waren. Was man nicht kennt, kann man aber auch nicht lieben und erhalten.

Abb. 5a und b: Wo es Zweckbauten zu errichten gab, die mit ihrer Bestimmung an eine lange Tradition anknüpften, hat sich das 19. Jahrhundert nicht gescheut, dafür die überlieferten Bauformen wenigstens als Dekoration zu verwenden. Heute fällt eine militärische Anlage durch ihren graugrünen Anstrich, mit dem sie «getarnt» ist, ins Auge – früher drückten Mauerzinnen und Strebepfeiler den Wehrcharakter aus. Der Architekt hat den Zinnenkranz aber auch geschickt dafür benutzt, die vielen Kaminrohre zu verbergen. Damit erhält das, was eitle Maskerade scheint, eine baukünstlerische Berechtigung. – Wo traditionelle Bauformen für einen Zweckbau aber nicht bestanden, schloß man

CASERNE IN BASEL

Bl. 4.



5 a aus: J. J. Stehlin, *Architektonische Mitteilungen*, 1893
Kaserne Basel, von J. J. Stehlin dem Jüngern, 1863.

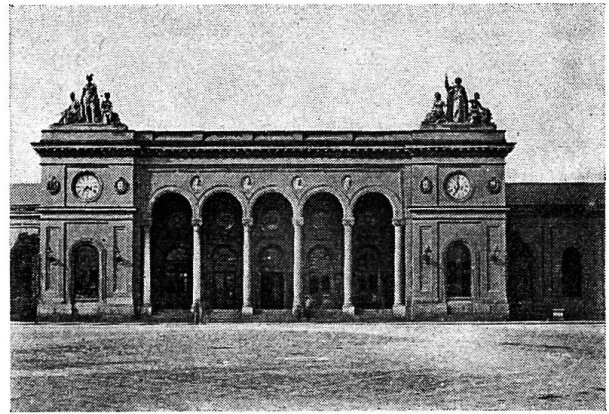

5 b

Photo um 1865

Centralbahnhof Basel, von Ludwig Maring, 1860.

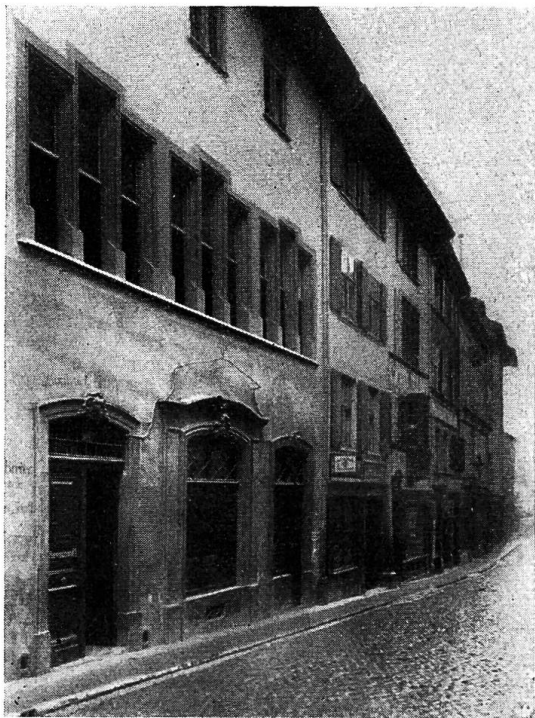
künstlerisch und geistig dort an, wo europäische Kultur auf höchstem Niveau verkörpert worden war. Der ehemalige Centralbahnhof in Basel wandelte Frührenaissanceformen und palladianischen Klassizismus ab. Die Wickelkinder-Medaillons des Findelhauses von Florenz (das Vorbild für den Bahnhofportikus) waren durch die Medaillon-Büsten von Newton, Humboldt, Laplace und Euler ersetzt worden, deren Leistungen die Erfindung der Eisenbahn möglich gemacht hatten; die Bedeutung der Bahn drückte man durch die allegorische Figurengruppen von «Handel» und «Industrie» aus. Im Baujahr des Centralbahnhofs ist Jakob Burckhardts «Kultur der Renaissance in Italien» erschienen.

Die wahren Werte

Man meint, daß dort, wo die Stilbegriffe aufhören, auch die Kunst aufhört. Für die Geschichte der Malerei hat man zum Glück immer wieder neue «-ismen» gefunden: Realismus, Impressionismus, Kubismus, Expressionismus, Tachismus – so braucht niemand daran zu zweifeln, daß die Malerei bis heute eine Kunst geblieben ist. In der Architekturge-schichte ist es anders. Man behilft sich, wenn man nur das Äußere beurteilt, mit den schon erwähnten «aufgewärmten» Stilbegriffen und braucht für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts den allgemeinen Ausdruck «Historizismus». Aber diese Stilurteile sind unangebracht, weil sie am Wesentlichen vorbeisehen. Sie entwerten die Baukunst zu einem dekorativen Kostümball. Das 19. Jahrhundert hat dabei zwar eifrig und laut mitgetanzt: 1828 erschien eine Schrift mit dem Titel «In welchem Stil sollen wir bauen?», und diese Frage scheint

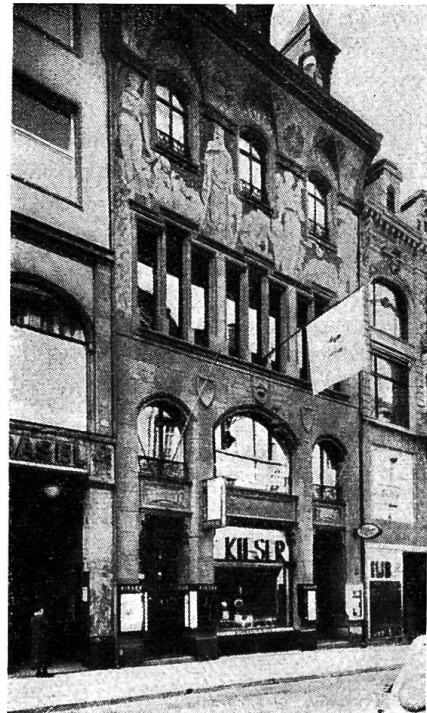
das ganze Jahrhundert in der gleichen Art beherrscht und genasführt zu haben, wie der Streit um die «konkrete» und «abstrakte» Malerei unsere Zeit. Aber so wenig sich unsere Maler um diese Diskussion kümmern, so wenig litt die Architektur damals in Wirklichkeit unter der Stilfrage. In diesem Büchlein war ja auch gar nicht die Rede davon gewesen, ob man eine deutsche protestantische Kirche romanisch oder gotisch einkleiden soll – über diese Streitfrage ereiferten sich nur die Kunstpublizisten –, sondern Hübscher, der Verfasser, wollte aus den technischen und meteorologischen Bedingungen heraus für seine Zeit einen eigenen Stil finden. Denn neben dem Kostüm gab es ja noch viel wichtigere Probleme zu lösen, diejenigen eben, von denen ich glaube, daß sie die Bauerei dieser Zeit zu einer Kunst machten, die mehr ist als Dekoration.

Einmal war da dieses Problem zu lösen, das man heute «sozialer Wohnungsbau» nennt. Es waren nicht alle Bauherren im 19. Jahrhundert



6 a

Bau des 16. Jahrhunderts b.s 1893



6 b

Neubau 1893

Zunftthaus zu Hausgenossen, Basel; a, b, c: Freiestraße 34

Spekulanten, sondern es gab auch Kapitalisten, die sich darum bemühten, ohne Staatsgelder zu beanspruchen, die Kapitalien für die Errichtung wohlfeiler Arbeiterwohnungen zusammen zu bringen. Die erste Arbeitersiedlung in der Schweiz entstand im Jahr 1853 durch die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel. Diese Häuser in der «Breite» stehen noch heute, allerdings vom Abbruch bedroht – mich dünkt, man sollte sie unter Heimatschutz stellen! Ein Wettbewerb war dem Bau vorausgegangen, an dem teilzunehmen selbst der große Melchior Berri (den Arnold Böcklin den einzigen Künstler unter den Schweizer Architekten des 19. Jahrhunderts genannt hat) nicht verschmäht hatte. Fabrikherren stellten andernorts ihre Grundstücke zur Verfügung, um für ihre Arbeiter billige Wohnungen erbauen zu lassen. Anfänglich verwendete man den Typ des zweistöckigen Laubenganghauses, der heute in den städtischen Vororten wieder aufkommt; jede Mietpartei hat dabei einen eigenen Hauseingang, ebenerdig oder über eine offene Laubentreppe. So sahen übrigens schon die Mietshäuser für das Proletariat im alten Rom aus. In der Schweiz bemühte man sich aber im 19. Jahr-

Abb. 6a, b, c und d: Neubauten des 19. und 20. Jahrhunderts leben, obwohl mit weit größerem Aufwand errichtet als in früheren Zeiten, erstaunlich wenig lang. Im 16. Jahrhundert hat die Basler Zunft zu Hausgenossen ihr aus dem 13. Jahrhundert stammendes Gebäude im Renaissancestil neu gestaltet. So blieb es über dreihundert Jahre lang stehen; einzig die barocken Stichbögen mit Kartuschen, welche J. J. Fechter 1767 über Fenstern und Toren anbrachte, änderten

hundert, keine Stätten des Proletariats entstehen zu lassen. Wir haben wohl viele graue Industriequartiere mit grauen Vorstadtstraßen und grauen Mietshäusern, wir haben aber keine Mietskasernen mit Hinterhöfen und schmalen Fensterschächten wie die Weltstädte. Für diese Partienhäuser versuchte man vor allem, die Grundrisse sorgfältig auszudenken. Was man mit der Zeit fand, hat heute noch Gültigkeit. Das äußere Kleid und die Installationen haben sich geändert, die Grundrisse mit zwei oder drei Wohnungen in jedem Stockwerk (sogenannte «Zweispänner» oder «Dreispänner») sind heute noch gleich.

Die Grundrisse der Villen erreichten in der verrufenen Gründerzeit aber sogar eine Schön-



6 c

Umbau 1940



6 d

Neubau 1932/33

Falknerstraße 9

das Gesicht ein wenig – bezeichnenderweise im Erdgeschoß! Wegen Verbreiterung der Freienstraße mußte 1893 durch Leonhard Friedrich ein Neubau erstellt werden, wozu die Anlehnung an den «zünftischen» Renaissancestil dem Architekten des 19. Jahrhunderts ganz natürlich erschien; die Sgraffiti hat der Maler Hans Sandreuter angebracht. Keine fünfzig Jahre später wurde im Erdgeschoß ein moderner Laden eingebaut. Es wird wohl nicht lange dauern, bis ein Neubau diesen vorderen Trakt ersetzen wird, wie es 1932/1933 schon dem an der Falknerstraße liegenden Teil der Liegenschaft widerfahren ist.

heit, die man heute in keinem Protzenhaus mehr findet! Der größte Luxus nämlich, den man sich als Bauherr leisten kann, ist nicht der teure Schmuck und die kostbare Einrichtung, sondern der weite Raum, der Platz, um sich in seinen eigenen Mauern zu ergehen. In den größeren Einfamilienhäusern des 19. Jahrhunderts, die wir von außen so häßlich finden, gab es Raum: Platz für sanft ansteigende Treppen, weite Eingangshallen, große Zimmer, lange Zimmerfluchten. Wenn es wahr ist, daß die Kunst des Architekten in der Organisation von Räumen besteht, so gab es im späten 19. Jahrhundert ohne Zweifel noch eine Baukunst. Man muß es einmal erleben dürfen, in einer Villa der 80er Jahre von Raum zu Raum zu

schreiten, ohne enge Korridore zu passieren. Ein Zimmer fügt sich ans andere; die kleineren wechseln mit den größeren ab. Das ist manchmal wirklich wunderschön – und das gibt es heute nicht mehr. Mich dünkt, man sollte in jeder Stadt auch einige dieser Villen mit ihrer ursprünglichen Einrichtung unter Heimatschutz stellen, solange sie noch nicht alle abgerissen sind! Die Kunst der Grundrißgestaltung hat man im vorigen Jahrhundert in Paris, London und Wien lernen können.

Die eigentlichen Ziele der Architektur des 19. Jahrhunderts waren ganz allgemein auf die innere Organisation eines Baues gerichtet. Ob Kaserne, Schlachthaus oder Schule, Musiksaal oder Amtshaus: immer kümmerte man sich dort, wo etwas Rechtes herauskam, um die praktischen und schönen Grundrisse, was man von den als Kunstdenkmäler anerkannten spätgotischen Altstadtbauten nicht sagen kann. Was dazu noch an repräsentativer Dekoration an die Fassaden geklebt wurde, ist doch ganz unwichtig. Ähnlich ist es mit den Straßen und Plätzen. Verkehrsadern, die vor 100 Jahren neu angelegt worden sind, sind meistens sogar heute noch breit genug. Die letzten Plätze, die in den Schweizer Städten gestaltet wurden und

den Namen «Platz» verdienen, stammen aus dem 19. Jahrhundert. Unser Jahrhundert schafft nur noch Verkehrsknotenpunkte. Fast alle Pärke und Grünanlagen verdanken wir der Stadtbaukunst des 19. Jahrhunderts, die es verstanden hat, die ehemaligen Befestigungswerke und die nun verfügbar gewordenen Wälle als Promenaden zu erhalten.

Die schöpferischen Taten

Das Wort «Historizismus» drückt aus, daß sich die Baukunst des 19. Jahrhunderts in Wiederholungen historischer Bauformen erschöpft hat. Von außen gesehen ist das nicht zu bestreiten; dennoch läßt sich einiges zur Verteidigung der neo-griechischen Säulen und der neo-gotischen Zinnen vorbringen. Erstens pflegte man damit ein Erbe, das tief im 18. Jahrhundert wurzelt. Zweitens drückte man damit die Verbundenheit mit allem Vorhergegangenen und die Einheit aller Architektur aus: man fühlte sich als Krönung einer langen Entwicklung. Denn da man jetzt über bessere Werkzeuge, genauere Bauweisen, exaktere Ausführung verfügte, da man das Wesen der griechischen Tempel und der gotischen Kathedralen kunsthistorisch studiert hatte, konnte man «perfektere» Säulenhallen und «richtigere» Kirchen bauen, als das Altertum und das Mittelalter es gekonnt haben. Nein, originell war man damit nicht, aber doch fortschrittlicher. Und die Kostümierung erfolgte ja nicht ganz geistlos! Nur um die Jahrhundertwende verwendeten drittrangige Baumeister griechische, romanische, gotische, klassische und barocke Dekorationsformen wahllos an Geschäftshäusern, als die besseren Architekten schon lange die neuen Konstruktionsformen und die Jugendstillinien entwickelten, die das moderne Bauen eingeleitet haben. Vorher aber, bis etwa zum Jahr 1880, hatten die historischen Bauteile einen Sinn. Alle diese Spitzbögen und Karyatiden, die Säulen und Zinnen, die Profile und Baluster lagen wie Lettern in einem Setzerkasten bereit, um zu einer architektonischen Sprache zusammengefügt zu werden. Da sagte denn das Stadttheater mit der griechischen Säulenfront von sich: ich bin der Ort, wo die Bürger dieser Stadt sich die «Braut von Messina» und «Iphigenie» ansehen. Und die unnützen Zinnen der Kasernen verkündeten: wir beherbergen die Wehrkraft dieser Gemeinde. Und die Zunfthäuser

mit den Renaissance-Fenstern bedeuteten: hier wird handwerkliche Ordnung gehalten wie in der Zeit, als das Bürgertum der Stadt erblühte. Die Gefängnismauern aus groben Quaderblöcken deuteten an, daß die Anstalt absolut sicher gemacht sei. Schwierig war es allerdings, die rechten Lettern zu finden, um «Bahnhof» und «Postgebäude» auszudrücken. Aber an was besseres konnte man sich da halten als an das Vorbild der klassischen Baukunst, an die italienische Renaissance? Man schickte einmal im vorigen Jahrhundert von Amtes wegen einen Architekten nach Florenz, um dort die Renaissancepaläste zu studieren, daß er darauf in Basel eine schöne Renaissancepost errichte.

Man muß diese stumme Sprache verstehen lernen, denn es liegt Tradition und Geist darin. Für die Beurteilung des künstlerischen Wertes darf man sie allerdings nicht hoch in Anschlag bringen, und es wäre falsch, zu bedauern, daß die modernen Gebäude heute nicht mehr so laut ihre Zweckbestimmung durch Dekorationsformen herausposaunen dürfen. Schließlich ist alles eben doch Kostüm, und die baukünstlerische Originalität des 19. Jahrhunderts liegt an einem andern Ort.

Die zweite, scheinbar schlechtere Hälfte des letzten Jahrhunderts war schöpferisch auf dem Gebiet der Baukonstruktion, der Baumaterialien, der industriellen Herstellung von Bauteilen. Erinnern wir uns noch einmal daran, daß die Ursache aller Umwälzungen in der Vermehrung der Bevölkerung liegt (welche ihrerseits viele Ursachen hat). Jetzt mußte plötzlich sehr viel und möglichst preiswert gebaut werden. Das Problem stellt sich auch heute wieder, und vorderhand hat man noch keine rechte Lösung, die sich in breitem Ausmaß für den Wohnungsbau verwenden ließe, gefunden. Noch fehlt uns das Baumaterial, das die gleiche Rolle spielen könnte, wie «Plastic» in der Konsumgüterfabrikation. Noch fehlt dem 20. Jahrhundert eine angepaßte Bautechnik, die dem Massenbedürfnis so entsprechen würde, wie die Standardisierung und die Automation in der Industrie. Das 19. Jahrhundert hingegen hat einige Lösungen gefunden: die Backsteinfabrikation im großen, das Gußeisen, den Gipsstuck, die Eisen- und Betonkonstruktion. Die gußeisernen Brunnlein an den Straßenecken, die eisernen Passerellen über die Bahngeleise, die Gipsreliefs und Stuckprofile an den Fassaden – man konnte das alles nach

Katalogen aus der Fabrik bestellen – sie sind nicht zum Lachen, denn es sind schöpferische Taten zur Befriedigung von Bedürfnissen. Das einzelne Ergebnis ist für uns kein Kunstwerk, aber die ganze Bemühung verdient dennoch den Namen «Baukunst». Man muß das 19. Jahrhundert daraufhin untersuchen und jetzt noch, solange es Zeit ist, das bewahren, was damals gut gelungen ist, und wenn es auch Fabriken, Gaskessel, Tramwarte Häuschen sind.

«Denkmalschutz» für Hässlichkeiten?

Jetzt habe ich es wieder ausgesprochen, daß Bauwerke aus der zweiten Jahrhunderthälfte,

von der ich behaupte, sie hätte eine Baukunst gehabt, als Denkmäler erhalten werden sollen. Ich glaube nicht, daß diese Idee allgemein einleuchten wird. Aber daran sind nicht die Bauwerke schuld, daran sind wir schuld. Wir haben zur Architektur des 19. Jahrhunderts jene Einstellung noch nicht gefunden, die ihr wirklich entspricht. Man soll in einem Hühnerstall nicht Pfauenfedern suchen, dafür die Eier auflesen. Man soll im 19. Jahrhundert nicht «Stil» und Geschmack nach unserer Art erwarten. Man muß der Baukunst des 19. Jahrhunderts das geben, was ihr gebührt – aber man muß es jetzt tun, bevor alles niedergerissen ist!

LITERARISCHER WETTBEWERB

Unserer Einladung in der Oktobernummer sind 281 Einsender gefolgt.

DIE PREISTRÄGER SIND:

1. PREIS

Doris Morf-Keller, Zürich
für die Erzählung «Ein ernstes Wort»

2. PREIS

Rud. Frey, Muri b. Bern
für die Erzählung «Die Bilanz»

Der in unserem Aufruf geäußerte Wunsch nach Erzählungen, die nicht ebensogut vor 50 Jahren hätten geschrieben werden können, ist teilweise in Erfüllung gegangen. Insbesondere sind Dorfgeschichten ohne jede Berücksichtigung der tiefgreifenden Veränderungen im schweizerischen Bauernstand diesmal fast ganz ausgeblieben.

Am auffallendsten ist der erhebliche Rückgang der Einsendungen von literarischen Neu-lingen und die weit stärkere Vertretung von Autoren mit bereits mehr oder weniger bekannten Namen.

Die zwei prämierten Erzählungen werden im Laufe dieses Jahres im Schweizer Spiegel erscheinen. Wir freuen uns, daß wir außerdem zehn weitere wertvolle Beiträge zum Abdruck erwerben konnten. Wir hoffen, daß diese das Interesse und den Beifall unserer Leser und Leserinnen finden.

Die Redaktion des «Schweizer Spiegel», Hirschengraben 20, Zürich 1